

macht; seine atheistische Position ist freilich eine unumgängliche Provokation für die Philosophie, die für theologische Denkweisen offen ist.

Hoffnung ist unterdessen ein Thema, das mehr strapaziert ist als ihr und uns gut tut. Man ist gehalten, ihrem Realitätswert nachzugehen; die biblische Hoffnung ist alles andere als ein weltflüchtiges Prinzip (den Befund spiegelt sauber: Karl Heinz Woschitz, *Elpis-Hoffnung*, Wien 1979).

Dem Verfasser der vorliegenden Arbeit geht es um ein Herausschälen und Beurteilen der Grundposition aus Blochs umfangreichen Opus (was sicher nicht einfach ist!). „Praxis“ wird als der Ort der Hoffnung thematisiert – wobei die Frage stehenbleibt, ob Blochs „Existential“ wirklich nur praktisch-real, nicht vielmehr utopisch-ausstehend verstanden werden muß (vgl. seine Interpretation der „Feuerbachthesen“ von Marx im PH); ist die „Kategorie der Möglichkeit“ als praktische Realität fixierbar? Die Blochschen Begriffe „antizipierendes Bewußtsein“ (ab 19), „Ästhetik im Vorschein“ (ab 27), „Ontologie des Noch-nicht-Seins“ (ab 39) und „Experimentum mundi“ (ab 59) müssen (und kommen) auf den Prüfstand.

Der Vf. bringt dann zwei Problemfelder in den Disput, die Blochs Hoffnungs-konzept in Frage stellen: Die Themen der Freiheit und des Todes. Die Freiheitsthematik verfällt nicht nur bei Bloch, sondern im Marxismus überhaupt (sosehr er sich auch als „Theorie der Emanzipation“ ausgibt) der Infragestellung durch die praktischen Realitäten. Und die Frage nach dem Tod? Bloch war innerhalb des Marxismus der erste, der die anstehende Problemlage sah und ernst nahm. Seine Lösungsversuche (z. B. mit der „Exteriorität des Kerns der Existenz zum Tod“) sind für die saubere philosophische Interpretation kaum zugänglich; hier verflüchtigt sich Blochs Denken in quasi-mystische Anspielungen. Heino Sonnemans (*Hoffnung ohne Gott?* Freiburg 1973, 107–152) hatte dazu bereits vor zehn Jahren eine saubere Beurteilung der entsprechenden Passagen geliefert.

Gerade angesichts des letzten Kapitels der vorliegenden Arbeit muß man anmerken, daß diese Dissertation kaum neue Aspekte in die Diskussion um Blochs Philosophie zu bringen vermag. Das liegt daran, daß es dem Vf. nicht überzeugend genug gelingt, Bloch radikal zu hinterfragen; die Darstellung bleibt im referierenden Darstellen befangen. Leider ist auch die Sprache des Dissertanden nicht konziser als die Blochs, wo es um das Veranschaulichen der Erfahrungswelt geht (vgl. etwa die verwendeten Begriffe „Ausgebarungsraum“ und ähnliche, 132). Eine Vielzahl von stilistischen Unklarheiten und Druckfehlern stört die konzentrierte Lektüre erheblich (etwa 132!).

Zum Schluß (141) kommt in einem kurzen Absatz die philosophisch-theologische Position des Dissertanden ans Licht: „Bloch hat keinen Bezugspunkt, von dem er die Hoffnung als gesichert begründen könnte, ihm fehlt der Garant“; dagegen stellt er (ohne Überleitung) die andere

Position: „Jesu Tod und Auferstehung, als wirk-same Realität des von Gott zugesagten Heils, ist uns Grund und Mitte der Hoffnung, Gott selber ihr Garant“. Ist das eine theologisch vertretbare und ausreichend diskutierte Alternative? Bloch hat in „Atheismus im Christentum“ (1968) eine zwar nicht sehr saubere, eine keineswegs in allem überzeugende Anfrage an christliche Theologie erstellt. Dieser Kritik müssen Theologen aber andere Argumente entgegenstellen als die Behauptung, daß Jesus eine „wirkliche Realität“ bedeutet und daß Gott „Garant“ der Hoffnung sei (vgl. Römerbrief: eine Hoffnung, die man erfüllt sieht, ist keine Hoffnung mehr . . .). Wo bleibt da die „Hoffnungsstruktur des Glaubens“, wenn wir anscheinend einen so sicheren Garant zur Verfügung haben . . . ?

Linz/Salzburg

Ferdinand Reisinger

DOGMATIK UND ÖKUMENIK

ARENS HERBERT, *Die christologische Sprache Leos des Großen*. Analyse des Tomus an den Patriarchen Flavian. (Freiburger theologische Studien Bd. 122). (716.) Herder, Freiburg – Basel – Wien 1982. Kart. DM 128.–.

Dieser umfangreiche, immens arbeitsintensive Band ist aus einem umfassenden sprachwissenschaftlichen Interesse geschrieben und bietet im Genre der Fallstudie eine ausführliche Analyse des Tomus Leonis, also des dogmatisch so wichtig gewordenen Briefes des Papstes Leo an den Patriarchen von Konstantinopel vom Jahr 449, der 2 Jahre später in Chalzedon die Definitionen des 4. ökumenischen Konzils offenbar entscheidend ermöglicht und beeinflusst hat. Das Ziel ist es, „den Text des Tomus in seiner Gestalt und in seinem Gehalt verständlich zu machen“ und „mit Hilfe all der schon geleisteten Arbeit ein umfassendes Kommentarwerk“ (686) zu diesem Text zu schaffen, das es noch nicht gab. Es geht dem Vf. um Analyse von Sprache, zumal theologischer Sprache, am Beispiel der Sprache Leos. So heißt sein Ziel mit anderen Worten, „die in der Sprache vermittelte Welt Leos in ihrer Eigenart zu beschreiben“ (694). Im ersten, einleitenden Teil (21–143) zeigt Vf. sich ausgezeichnet informiert in den Problemen der Leo-Forschung und bietet viele präzise Überblicke und oft nicht gerade geläufige Einsichten zur Werk- und Sprachgeschichte Leos, insgesamt eine kluge und gut lesbar geschriebene Einleitung. Ein wenig reichlich wird allerdings sekundär zitiert, und zum sprachgeschichtlichen und -statistischen Teil über Leos Latinität habe ich, trotz der unbezweifelbaren philologischen Kompetenz des Vf., Bedenken gegenüber bestimmten Urteilen und der Art, wie sie zustandekamen. Auch ist es etwas mißlich, daß Vf. nicht „ich“ zu sagen wagt und darum seltsame Ausdrucksweisen in Kauf nimmt (z. B. 113 Anm. 8: „die Übersetzung stammt von uns“). – Die originelle Leistung des Vf. liegt im zweiten Hauptteil des Buches, der „Textbesprechung des Tomus“ (147–685). Nach

der minuziösen Vorbereitung im ersten Teil wird der Text des Tomus hier nach neu gewonnenen Gesichtspunkten neu gegliedert und jeder Abschnitt in der Sequenz von jeweils sechs Arbeitsschritten (Textkritik, stilistische Beobachtungen, Einbeziehung von Prätexten, Offenlegung der Komposition, semantische Auslegung) interpretiert. Auf diese Weise ist ein ausführlicher kritischer Kommentar zum Tomus Leonis entstanden. Und die Durchführung dieser Sprachanalyse ist ein tröstliches Beispiel dafür, daß auch ohne die kommunikationsfeindliche Sondersprache von heute üblichen literaturwissenschaftlichen Nomenklaturen präzise, erfolgreiche Arbeit geleistet werden kann. – Die Interpretation erbringt keine sensationell neuen Einsichten, aber eine Reihe von interessanten Ergebnissen, die im „Rückblick“ nur zum Teil aufgelistet sind und in ihrer Bedeutung vom Vf. durchaus nicht übertrieben bewertet werden. Nach der inhaltlichen Seite, d. h. als Information über die Denkwelt Leos, faßt Vf. sie hauptsächlich unter den Themen Anthropologie, Christologie, Soteriologie zusammen. Diese Seiten (696–703) werden den Dogmatiker interessieren. Inhaltlich tritt Leo hier, wenn ich recht sehe, nicht aus den Rahmenvorstellungen der verbreiteten altkirchlichen Theologie heraus. Wichtig ist die besonnene Reflexion auf die Differenz theologischer Option und Sprache zwischen einem Leo und heutiger Theologie (696f.) – Ein interessantes, sehr lesenswertes Buch, das Leos Tomus zu einer „berechenbareren“ Größe der Theologie- und Konzilgeschichte macht als er es schon war.

Regensburg

Norbert Brox

KAISER PHILIPP, *Das Wissen Jesu Christi in der lateinischen (westlichen) Theologie*. (Eichstätter Studien Neue Folge Bd. XIV). (336.) Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1981. Kart. DM 56.–

Die Frage nach dem Wissen und Selbstbewußtsein Jesu Christi ist so alt wie die Botschaft von ihm als dem Erlöser; und sie ist zugleich immer wieder neu, da Jesus Christus in einer Weise der konkreten Heiland aller Menschen aller Generationen ist, daß für eine jede Generation die Frage nach seinem persönlichen Engagement des Gehorsams zum Heil der Welt und also nach seinem persönlichen Wissen und Wollen in bezug auf das Heilswerk, zumal im Kreuzes- und Auferweckungsereignis, auf je neue Weise gestellt ist. So nimmt es nicht wunder, daß gleichsam trotz der intensiven Diskussion dieser Frage vor einigen Jahrzehnten sich die hier anzuzeigende Habilitationsschrift damit aufs neue auseinandersetzt, und zwar um nicht nur, wenngleich hauptsächlich, eine berichtende historische Untersuchung vorzulegen, sondern auch selbst Stellung zu beziehen (vgl. 17 u. ö.). Die Arbeit wurde 1970 abgeschlossen, zu ihrer späteren Veröffentlichung aber durch Einbeziehung der jüngeren Literatur auf den heutigen Stand gebracht.

Die Gliederung der ganzen Arbeit ist denkbar einfach und verständlich. Nach der das Problem vorstellenden Einleitung wird im ersten Haupt-

teil „die Zeit der lateinischen Väter“ behandelt (19–94), im zweiten „die Zeit der Scholastik“ (95–177), im dritten „die Neuzeit“ (beginnend mit der ersten Hälfte des 19. Jhts.) (178–238). Dieser Gang durch die Geschichte und die jeweils erhobenen Aussagen zum Geheimnis des Wissens Jesu Christi fordern einen Blick auf „das Zeugnis des neuen Testaments und des kirchlichen Lehramts“ (239–270), wobei im ersten Kapitel dieses vierten Hauptteils auf das „Wissen und Geistesleben Jesu“, auf den „Anspruch und das Sendungsbewußtsein Jesu“ wie auf „die christologischen Titulaturen im Neuen Testament“ geschaut wird. Der fünfte Hauptteil bringt schließlich „den Versuch einer heutigen Sicht“ (271–306), der sich erklärtermaßen „an den theologischen Überlegungen von Karl Rahner, Edward Schillebeeckx, Piet Schonenberg und anderer Theologen orientiert. Er will bewußt als Diskussionsbeitrag verstanden werden“ (271).

Was ist es nun um den Ertrag der Untersuchung? Da wäre an erster Stelle zu sagen, daß jeder, der die seit dem Neuen Testament bis in unsere Tage hinein vorgelegten Lösungsversuche dieser offenkundig schwierigen und alles theologische Engagement erfordernden Frage gleichsam monographisch zusammengestellt haben möchte, hier eine detaillierte Darbietung findet. In dieser Hinsicht ist man über das Gebotene in hohem Maße erfreut. Freilich soll nicht verschwiegen werden, daß sich der Autor dazu weitgehend auf die Arbeiten anderer, nicht zuletzt auch auf die Handbücher und Lexika-Artikel stützt. (Auffällig ist hier freilich die Wiedergabe zahlreicher und langer Zitate aus den Vätern und den Theologen der mittelalterlichen Scholastik, nicht mehr jedoch in ähnlichem Ausmaß derer des 19. und 20. Jahrhunderts.)

Wichtiger freilich ist die Frage, die jetzt jeder stellen wird: Haben wir hier nun (endlich) eine als geglückt zu bezeichnende Lösung vor uns? Der Rez. sieht sich nicht in der Lage, diese Frage affirmativ zu beantworten. (Dabei ist es noch keine negative Feststellung zur Gesamtuntersuchung, wenn gesagt werden muß, daß der Autor über K. Rahner und H. Riedlinger hinaus eigentlich nichts wesentlich Neues vorlegt und also die Lösung nach wie vor als unbefriedigend erscheint.) Was sind die Gründe für das weiterhin bleibende Unbehagen an den bisherigen und an der hier vorgetragenen „Lösung“ des Problems?

Eine erste, Vorentscheidung liegt darin, was hier stets unter „Wissen“ und „Selbstbewußtsein“ faktisch verstanden wird und was leider nicht. Ist „Wissen“, so muß man fragen, nur oder zuerst etwas, das man erwirbt, sammelt und anhäuft, so daß z. B. feststellbarer Wissenszuwachs das Erstentscheidende in unserer Frage ist, – oder nicht vielmehr etwas, das die Person vor und über und nach allem Satzwissen von der anderen Person „hat“ (etwa der Sohn von der Mutter, vom Vater, die Ehegatten voneinander). Man denke an das Wissen um die Treue des anderen, um seine Liebe, ein waches, wenngleich „unartikulierte“ Wissen, das doch entscheidend auch für das ist, was hier sinnvoll mit „Selbstbewußt-